

AUGUST VETTER

Das Strukturbild der Familie in anthropologischer Sicht

In einer geistvollen Abhandlung über den Sinn der antiken Tragödie bemerkt der christliche Humanist russischer Prägung *W. Iwanow*: »Mit Vorliebe greifen die Tragödiendichter zu Motiven des Streites zwischen Kindern und Eltern, zwischen Geschwistern, zwischen Eheleuten« (Das Alte Wahre. Suhrkamp-Bibliothek, S. 99). Daß dieser dreifache Widerstreit in der familiären Sinneinheit vom griechischen Urdrama zur Darstellung gebracht wird, sieht *Iwanow* zunächst in der Eigenart insbesondere der musischen Künste begründet, denen eine polare Spannung innewohne, die *Nietzsche* zu Recht mit dem Namen zweier hellenischer Gottheiten, Apollon und Dionysos, gekennzeichnet habe.

Näher an unsere Fragestellung führt jedoch die weitere Einsicht *Iwanows* heran, daß sich die anthropologischen Mächte des apollinischen »Seins« und des dionysischen »Anderseins« gegenüberstehen wie die *männliche* und die *weibliche* Potenz in der Auffassung *Bachofens*. Mit dieser Wendung wird nämlich – statt des innermännlichen Zwiespaltes bei *Nietzsche* – der natürliche Spannungsbezug der Geschlechter zum Grundmotiv des antiken Bühnengeschehens. Die »Hauptträgerin« der dionysischen Handlung ist demgemäß die Frau, deren seelisches Geheimnis der »Chor« repräsentiert. An anderer Stelle ergänzt *Iwanow* seine Konzeption durch den Hinweis, daß in der Unentrinnbarkeit des »Schicksals«, der Ananke oder des Fatums, das im Hintergrund des griechischen Mysterienkultes steht, sich »das Weib als Herrscherin« über Menschen und Götter »monotheistisch« behauptete.

Ohne auf diese matriachale Deutung der attischen Tragödie und Religion näher einzugehen, sei sie hier nur erwähnt, um sie vom »patriarchalischen« Monotheismus des gleichzeitigen Judentums als ebenso einzigartigen, geistesgeschichtlichen Gegenwurf abzuheben. In der wechselseitigen Durchdringung beider Bewegungen, die sich dann im Christentum vollzieht, wird der mann-weibliche Gegensatz ersetzt durch das humane Verhältnis von *Vater* und *Mutter* als den Urgestalten der Mitmenschlichkeit. Auch entwicklungspsychologisch ist der Kontakt zu den Eltern die erste Sozialbeziehung; er bildet für das darin

erwachende Gefühlsleben des Kindes eine komplexe Erfahrung und konstituiert eben dadurch das Sinngefüge der menschlichen Familie.

Die Konkretisierung jenes ideologischen Widerstreites wie die Veranschaulichung der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit an den personalen Elterngestalten stellt die Voraussetzung für die anthropologische Sicht der familiären Struktur dar. Insofern sie auf die Unmittelbarkeit des sozialen Früherlebnisses zurückgreift, schaltet sie die dualistische Ableitung aus und beginnt mit einer ursprünglichen Ganzheit, die schon dreigliedrig ist, da sie die unabdingbare Bezogenheit der Eltern auf das *Kind* mitumfaßt. Die Bedeutung von Vater und Mutter für das Kind aber geht nicht nur aus der biologischen Tatsache hervor, daß es deren Erbanlagen in sich trägt; weit wesentlicher ist vielmehr, daß in der emotionalen Kindschaftsgewißheit der eigentliche Ursprung des menschlichen Selbstbewußtseins (*Dempff*) liegt.

Von solchem Ansatz her ergibt sich nun, daß die Störbarkeit des blutsverwandtschaftlichen Urverbandes, auf die *Iwanows* Auslegung des Dramas verweist, bereits in der Lebensnotwendigkeit des Heranwachsenden begründet ist, sich aus der Geborgenheit im Elternhaus zu befreien, um zu sich selbst zu finden. Den empirischen Anstoß dazu bieten die allmählich bemerkten Verschiedenheiten von Vater und Mutter, die ihn auf entsprechende Unstimmigkeiten in der eigenen Brust aufmerksam werden lassen.

Die Strukturanalyse der Familie, von der hier die Rede sein soll, schließt daher von vornherein den Aufweis ihrer Konfliktmöglichkeiten mit ein; ja ihre praktische Absicht ist es geradezu, diese aus der vorgegebenen Symbolik der sozialen Keimzelle verstehend aufzuhellen, um ihnen vorzubeugen oder ihre Überwindung herbeizuführen – nicht anders wie die antike Tragödie nach *Aristoteles* ihren Sinn in der durch sie bewirkten »Katharsis« hat*.

I.

ABGRENZUNG VON DER FAKTORENANALYSE

Soziologisch betrachtet gehört die Familie zu den »primären« Gruppenbildungen, doch wird ihr keine grundsätzliche Ausnahmestellung unter ihnen eingeräumt. Schon daß sie als Generationenverband in ein-

* Vgl. zum Folgenden: *W. Heinen*, »Anthropologische Vorfragen in den christlichen Sozialwissenschaften« (Jahrbuch, 4. Bd. 1963); *A. Vetter*, »Wirklichkeit des Menschlichen« (Freiburg i. Br. 1960); *H. Haubner*, »Anthropologische Grundlegung der Soziologie« (Münchener Diss. 1960).

zigartiger Weise biologisch bedingt ist, daß ferner die Blutsgemeinschaft ihrer Glieder unaufhebbar ist und ihr verwandtschaftliches Verhältnis schicksalhaft festliegt, bildet offenbar keinen hinreichenden Anlaß zu ihrer Absonderung von anderen Gruppen. Erst recht aber scheidet die Sinnbildlichkeit ihrer Grundgestalten aus, der sich die anthropologische Strukturanalyse nicht verschließen kann. Im Außenaspekt der soziologischen Beobachtung steht ausschlaggebend das tatsächliche Verhalten der einzelnen Angehörigen zueinander, ihre »zwischenmenschliche« Situation.

Bei solcher Voreinstellung braucht das personale Selbstsein nicht völlig zu verschwinden; es kann stillschweigend geltend gelassen, jedoch nicht ausdrücklich einbezogen werden, weil sich die Aufmerksamkeit von vornherein auf die Gesellschaft als zählbare Größe richtet. Der Mensch in seiner Eigenbedeutung und Innerlichkeit tritt hinter die soziale Öffentlichkeit zurück; aus der Mitte des Gesichtskreises wird er gleichsam an den Rand gedrängt. Ihre extravertierte Denkweise aber teilt die zeitgenössische Soziologie mit der voraufgegangenen Psychologie, die sich der rechnerischen Naturwissenschaft unterordnete. Andererseits steht die erstere der anthropologischen Besinnung insofern näher, als sie die kulturgeschichtliche Entwicklung der Gesellschaft mitberücksichtigt.

Unter den Gruppenbildungen ist die Familie dem Einzelwesen strukturspsychologisch am nächsten benachbart, da ihre Großform, die drei Generationen umfaßt, eine entsprechende Gliederung aufweist wie das menschliche Binnengefüge und der in sich geschlossene Stadienbezug des Lebensganges. Als Urform personaler Gemeinschaft hebt sich die Familie am entschiedensten ab von der amorphen Massengesellschaft, deren Heraufkunft vom industriellen Zeitalter eingeleitet wurde. An der letzteren und ihren »sekundären« Gruppen ist vor allem eine Auffassung orientiert, die in Analogie zur anorganischen Natur das Gewoge des sozialen Geschehens als »dynamisches Feld« kennzeichnet und es inhaltlich neutral durch Anziehung und Abstoßung bestimmt.

Die pluralistisch verstandene Gesellschaft besitzt weder festen Umriß noch eine bindende Mitte, weshalb bei ihr auch nicht mehr von *Struktur* im strengen Sinn gesprochen werden kann. Wenn es gleichwohl geschieht, so sind Sachverhalte gemeint, die eher der Konstellation von Sternbildern als der Entelechie einer Wuchsgestalt vergleichbar wären. Bei der Frage nach den Gesetzmäßigkeiten der Gruppe sieht sich die soziologische Untersuchung zur Annahme von zugrundeliegenden »Faktoren« genötigt, die als Verhaltensbedingungen nur

statistisch zu ermitteln sind. Auf einen verstehbaren Sinngehalt, wie ihn die anthropologische Strukturanalyse anzielt, muß bei solchem Vorgehen begreiflicher Weise verzichtet werden.

In den soziologischen Faktoren kehrt unter anderem Namen und dynamisiert die psychologische Vorstellung von *Elementen* wieder, auf die man die Wahrnehmung zurückführen zu können meinte. Die ganzheitliche Sicht der Familie geht dagegen von sozialen Urphänomenen aus, die uns anschaulich gegeben sind und sowohl ein intuitives Verstehen ihrer Bedeutung ermöglichen als auch ein unmittelbares Richtmaß für die Konflikterhellung bieten. Diese Bildgestalten sind zeitlose Prototypen der familiären Erfahrung, und nur in geschichtlicher Hinsicht erweisen sie sich als archetypisch, wie sie von seiten der Tiefenpsychologie gekennzeichnet werden. Im Unterschied zu den anonymen Faktoren der Gruppenbildung besitzen sie als wichtigstes Merkmal eine Gefühlsbeziehung zum Selbstsein.

Zu welcher Selbstentfremdung die Gesellschaft im industriellen Zeitalter den Menschen verlockt, zeigt sich vielleicht am eindrucksvollsten in der Auffassung seiner mitmenschlichen Anlagen und Aufgaben als einer Vielfalt von »Rollen«, die er auf der Bühne des sozialen Daseins zu übernehmen hat. Unter solchem Aspekt höhlt sich die personale Substanz unversehens zur pseudonymen »Persona« (*Jung*) aus; das heißt, sie veräußerlicht sich zur antlitzlosen Maske. Das ungreifbare Gespenst der öffentlichen Erwartung und Meinung läßt den einzelnen nur noch in seiner gesellschaftlichen Stellung wahrnehmen und gelten. Der Rest seines Selbstseins, der nicht in der Summe seiner Rollen aufgeht, ist damit fast zwangsläufig der neurotischen Erkrankung ausgesetzt.

Am empfindlichsten wird von der Verführung zur Uneigentlichkeit die Intimsphäre des familiären Verbandes betroffen, in der sie sich auch am nachhaltigsten auswirkt. Wenn Elterntum und Kindschaft nur noch als soziale Rollen eingeschätzt werden, ist die humane Gemeinschaft an der Wurzel gefährdet. Nicht zufällig sind die Merkmale der Darstellung und der Unechtheit zu Grundfragen der neueren Ausdruckswissenschaft und Charakterkunde geworden. Die anthropologische Besinnung, die aus ihren Erfahrungseinsichten hervorgegangen ist, gilt ebenso der soziologischen Grundlegung, zu der sie im Strukturbild der Familie einen Brückenschlag unternimmt.

II.

DIE GESCHLECHTER IM GENERATIONENVERBAND

Mit dem Begriff der Geschlechter ist im neueren Sprachgebrauch überwiegend das Verhältnis von Mann und Weib gemeint. Ihr Wesensunterschied reicht nach heutiger Kenntnis – wie *Nietzsche* einmal bemerkt – von der leiblichen Anlage bis in die Verfassung des Geistes hinauf, so daß der *Mensch* selbst, der sie als Hälften umschließt, in sich geradezu gespalten erscheint, gemäß dem platonischen Mythos vom Schicksal des androgynen Urgeschlechts. Zum existenziellen Dualismus verschärft sich die Polarität der Geschlechter jedoch erst durch ihre Herauslösung aus dem familiären Bündnis, die vom neuzeitlichen Individualismus heraufgeführt wurde und die monadische Verselbständigung des einzelnen zur Folge hatte. Der gleichzeitig entstehende Empirismus kann sich zum Beweis dafür auf die körperliche Geschiedenheit von Mann und Weib berufen.

Ursprünglich steht indessen die Generationenfolge, also die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, im Blickpunkt, wenn von Geschlechtern gesprochen wird. Diese Auffassung entspricht dem aristotelischen Primat des Ganzen vor den Teilen; denn auch die Familie ist mehr als die Summe ihrer Mitglieder. Zu ihren praktischen Auswirkungen gehört das ungeschriebene Mitbestimmungsrecht der Eltern bei der Gattenwahl der Kinder, das sich bis in das vergangene Jahrhundert unbezweifelt erhalten konnte. Unterschwellig besteht es immer noch fort, wo Rat und Wunsch der Eltern bei der Heirat der Kinder berücksichtigt werden – oder auch nur Anlaß zu ernstlichen Konflikten geben.

Die errungene Eigenständigkeit des Individuums lastet ihm in der Partnerbindung die volle Bürde der Verantwortlichkeit auf, die vordem von der Familie mitgetragen war. Neben der sozialen Vereinzelung des Hausstandes sind namentlich die zunehmenden Ehekrisen wie die wachsenden Erziehungsschwierigkeiten die bedenkliche Kehrseite solcher Befreiung. Mit der Einengung des familiären *Wir* auf das Verhältnis von Mann und Frau erfährt aber ihre Gefühlsbeziehung gleichzeitig eine Differenzierung zum Dialog von *Ich* und *Du* als den untrennbaren Polen personaler Gemeinschaft. Diese positive Möglichkeit darf in der Umbildung des Geschlechterbundes zur Liebesehe jedenfalls nicht übersehen werden.

Sowohl die gesteigerten Erwartungen in der mann-weiblichen Begegnung als auch ihre enttäuschenden Rückschläge geben Anlaß genug für eine Besinnung auf den inneren Ursprung der Familienbildung. Ent-

wicklungspsychologisch gesehen leuchten am Beginn des Lebensganges die Elterngestalten als Urbild der Geschlechter auf, und sie werden vom Kind als eine Ganzheit erlebt, in die es unbewußt und selbstverständlich einbezogen ist, wie es insbesondere bei ihrem Verlust oder ihrer Scheidung offenkundig wird.

In dieser Früherfahrung besitzt nun die Mutter einen genetischen Vorrang, da sie leibhaftig mit dem Kind verbunden ist. Von ihrer Liebeszuwendung hängt weitgehend die Erweckung seines eigenen Gefühls als mitmenschlicher Antwort ab. Demgegenüber wird der Vater später und abständiger erlebt. Die Beziehung des Kindes zu ihm vollzieht eine seelische Abnabelung von der Mutter und insofern bereits den ersten Schritt auf dem Wege zur Entdeckung seiner selbst. Unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung hat also das Vaterbild einen finalen Sinngehalt, durch den es sich vom Mutterbild unterscheidet wie die Ausrichtung auf die Zukunft von der älteren Bindung an die Herkunft.

An den Eltern geht dem Kind jedoch nicht nur die menschliche Wesensverschiedenheit der Geschlechter zuerst auf, sondern ebenso anschaulich die Polarität ihrer sozialen Eigensphären. Die Mutter erlebt es als Hüterin und Herrin des Heimes; in ihrer beständigen Anwesenheit repräsentiert sie die Vertrautheit der Nähe. Der Vater dagegen steht im Randbezirk der Familie; er verbindet das Hauswesen mit der Arbeitsstätte, und sein Gehen und Kommen läßt den Wechsel der Zeit wie den zwielichtigen Zauber der Fremde und Ferne ahnen. Die bewußte Unterscheidung zwischen Drinnen und Draußen wird in diesem familiären Vorfeld konkret angebahnt. Wenn sich dem Heranwachsenden endlich die Entscheidung der Partnerwahl und der Berufswahl stellt, so üben bei ihrem Gelingen oder Verfehlen die elterlichen Leitbilder einen kaum abzuschätzenden Einfluß aus.

Die industrielle Gesellschaft wandelt den urtümlichen Wechselbezug der Elterngestalten insoweit ab, als die Frau jetzt ebenbürtig in das Erwerbsleben eintritt und sich zusehends dem Mann angleicht. Der Intimbereich der Familie erfährt dadurch eine Schrumpfung zugunsten der gewerblichen Öffentlichkeit, und im verselbständigten Einzelwesen löst das Übergewicht des Außenbezirks eine seelische Verarmung aus. Zu den familiären Folgen dieser Verschiebung zählt die berufliche Kameradschaftsehe, deren versachlichte Partnerbindung das Kind in den Hintergrund treten läßt. Andererseits nähert sich aber im Abbau der hierarchischen Familienstruktur, der durch die Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann noch unterstrichen wird, die Beziehung zwischen Eltern und Kindern dem geschwisterlichen Verhältnis an.

III.

DIE FAMILIÄREN GEFÜHLSBINDUNGEN

Aus der schwindenden Verpflichtungsmacht des Generationenverbandes läßt sich nun auch verstehen, warum in unserer Zeit die anonyme Sexualität an ihre Stelle treten und zur grundlegenden Bindungsgewalt der verselbständigten Geschlechter erklärt werden konnte. Dieser Umsturz der familiären Werte ist offensichtlich eine Auswirkung des biologischen Naturalismus, der sich dem kultischen Ursprung menschlicher Gemeinschaft entfremdet hat und sie als natürliche Fortsetzung tierischer Gesellung zu deuten veranlaßt sieht. Das Urphänomen der Zweigeschlechtlichkeit, das vom Kind in den Elterngestalten und ihrer Verbundenheit anschaulich erlebt wird, versinkt dort in eine monistisch gedachte, tatsächlich aber ambivalente »Libido«.

Die unvermerkte Introversion in solcher Annahme ist zweifellos eine Reaktion auf die extreme Veräußerlichung der naturwissenschaftlichen Denkweise; sie stellt sozusagen den Schatten der Aufklärung dar und gehört ihr insofern durchaus zu. Was dabei außer Betracht bleibt, ist die Instinktenthobenheit des Menschen, durch die er sich gerade im Hinblick auf die Sexualität wesentlich vom Tier abgrenzt. Aus dem Verlust der instinktiven Sicherheit, der auch die unmittelbare Verbundenheit mit der Umwelt sprengte, erwuchs ihm jedoch mit der imaginativen Befähigung die Möglichkeit zum Erlebnis des Eros und der Agape, die in der personalen Struktur des Menschen den Sexus überbauen und einfügen.

Hat die Entwicklungspsychologie schon eindringlich genug erfaßt, daß in der ersten Gefühlsbeziehung des Kindes, nämlich der erwiderten Mutterliebe, sich bereits die Agape regt, die lebenslänglich dauert und Ausdruck der höchsten Mitmenschlichkeit ist? Eros und Sexus gelangen, von ihren Vorformen abgesehen, erst in der körperlichen Reifezeit zur Entfaltung, wobei der erstere die eigentlich menschliche Geschlechterbindung stiftet. Die Sexualität findet sich nur im instinktverhafteten Dasein des Tieres voll eingeordnet; deshalb bereitet die Auseinandersetzung mit ihr dem Heranwachsenden um so größere Schwierigkeiten, je differenzierter seine emotionale Kernanlage und das in ihr beheimatete Erosenerlebnis ist. Mißlingt die geforderte Eingliederung, so verfehlt er mit dem personalen Selbstsein auch seine Berufung zum familiären Miteinandersein.

Daß die Struktur der menschlichen Familie in der Tat auf Gefühlsbindungen beruht, wird geschichtlich durch die urtümliche Inzestscheu

zwischen Eltern und Kindern bestätigt, die nicht zufällig das Verhältnis von Mutter und Sohn am entschiedensten geprägt hat. Der Aufbruch des emotionalen Selbstinneseins in der Menschwerdung schränkt die Sexualität auf die Partnerschaft der Ehegatten ein und verhilft ihr dadurch zur Integration in das humane Wesen. Wenn ein naturalistisches Vorurteil dieses Ereignis heute als »Verdrängung« bezeichnet, so wird es lediglich von außen betrachtet und sein numinoser Sinngehalt verkannt. Die Unterbindung der Geschlechtlichkeit zwischen Eltern und Kindern ist primär eine Ausstrahlung der Personalität des Menschen und nur darum auch eine soziale Forderung.

Eine weitere Bestätigung für die Eigenständigkeit des humanen Familienverbandes liegt im Ersatz des instinktiven Zusammenhaltes durch die kultisch verankerte Sitte. Das ungeschriebene Gesetz der Sitte darf zwar die Morgendämmerung bewußter Moral und Rechtsordnung heißen, doch ist es noch keineswegs Ausdruck selbstverantwortlicher Sittlichkeit. Während der vitale Instinkt das Einzelwesen bewußtlos an die natürliche Gattung kettet, weitet das emotionale Band der Sitte die Generationen zum Traditionsgefüge des Stammes und Volkes aus. Durch ihre eingeborene Labilität ist aber die Sitte auf den gemeinsamen Kultus als ihre beständig sich erneuernde Bindungsmittle angewiesen. Mit dem Verfall der religiös begründeten Familiensitte hängt strukturpsychologisch noch das schwindende Ansehen des monarchischen Nationalstaates zusammen.

Das im Dienst der Sitte stehende Inzesttabu wirkt sich im familiären Umfeld auch auf das Verhältnis der Geschwister, ja sogar auf die Blutsverwandtschaft zweiten Grades aus. Es ist schwer einzusehen, daß bei der frühmenschlichen Geistesverfassung die biologische Zweckmäßigkeit für diese Distanzierung maßgeblich sein konnte. Einleuchtender ist ihre Ableitung aus den personalen Gefühlsbeziehungen der Kinder zu den Eltern, deren höhere Bindungsmacht den seelischen Zusammenhalt der Brüder und Schwestern mitbestimmte und die Sexualität hier ebenfalls unterband.

Im Erlebnis der Geschwisterlichkeit liegt somit der familiäre Bedingungsgrund ebenbürtiger Mitmenschlichkeit; ihm entstammt das Leitbild humaner Gemeinschaft, an dem sich noch die soziale Forderung der Gegenwart orientiert. Aus der geschwisterlichen Urerfahrung läßt sich insbesondere der Ruf nach Gleichberechtigung von Mann und Frau rechtfertigen und die heutige Umbildung der patriarchalischen Familie zum kameradschaftlichen Geschlechterbund als sinnvoll verstehen.

IV.

DIE SONDERSTELLUNG DER GROSSELTERN

Von den Sozialformen des instinktiv geregelten Geschlechtslebens im Tierreich hebt sich die menschliche Familie am auffälligsten dadurch ab, daß sie ein Großverband von drei gleichzeitig lebenden Generationen ist, wie er im Bauerntum noch heute als Wohngemeinschaft mit einem »Altenteil« besteht. Durch die Einbeziehung der Großeltern wird das natürliche Zweckgefüge von Eltern und Kindern nicht nur begrenzt ausgeweitet, sondern vor allem ausdrücklich rückverbunden. Während nämlich im heranwachsenden Geschlecht die Zukunft heraufzieht und greifbar wird, vergegenwärtigen die aus der tätigen Führung ausscheidenden Alten das Herkommen und die Vergangenheit, zwischen denen die mittlere Generation auf der Höhe des Lebensbogens steht. Die zeitlichen Stadien der Einzelentwicklung werden somit in der räumlichen Bildgestalt der Großfamilie von allen Mitgliedern anschaulich erlebt.

Mit der Fortpflanzung haben die Großeltern nichts mehr zu tun, und nur unterstützend können sie noch in den Aufgabenkreis der selbstständigen Kinder wie in die Pflege der Enkel eingreifen. Ihre eigentliche Bedeutung für den familiären Bestand liegt jedoch auf ganz anderer Ebene. Über die Forderungen des Tages hinaus verkörpern sie sinnbildlich den Ausklang alles irdischen Strebens, der unabweislich zur Besinnung und Einkehr in das eigene Wesen nötigt. Der Umgang mit ihnen bewahrt davor, in der Betriebsamkeit das hintergründige Sein aus den Augen zu verlieren, sich blind dem fortschrittlichen Aufstieg zu verschreiben und zu versäumen, rechtzeitig die Weisheit des Alters zu erwerben, so daß der Laufbahn schließlich ein jäher Absturz in seelische Leere droht.

Diese symbolische Transparenz der großelterlichen Gestalten macht auch verständlich, warum sie zur Anschauungsgrundlage des Ahnenkultes, ja zu Urbildern der Gottesverehrung werden konnten. In der künstlerischen Darstellung trägt noch der christliche Vatergott das Antlitz des alten Mannes. Die Hochkultur der Frühzeit überträgt dem göttlichen Urvater, der nicht mehr handelt, die Aufsicht über den Gang der Gestirne, während sein Sohn die Herrschaft über die irdischen Gewalten ausübt – was noch in der Menschwerdung des christlichen Gottessohnes nachklingt. Eine geschichtliche Deutung der Großfamilie sind die drei biblischen Erzväter, deren Oberhaupt der »Vater des Glaubens« ist. Mit dem Niedergang des imaginativen Bewußtseins

endlich enttaltet sich das himmlische Urelternbild zur Transzendenz des Geistes als wissender und wollender Vernunft.

An solchem Rückblick auf die menschheitliche Entwicklung wird vollends deutlich, daß die Struktur der humanen Familie wesentlich in personalen Gefühlsbindungen gründet, die insbesondere die Einbeziehung der Großeltern in ihren Umkreis allererst ermöglicht haben. Der natürliche Verband von Eltern und Kindern wird dadurch hierarchisch überhöht und von vornherein in die Sphäre des Geistes einbezogen, die eine empiristische Betrachtung kaum noch unverstellt zu Gesicht bekommt. Im neuzeitlichen Zerfall der Großfamilie tritt handgreiflich die Abwendung des Gefühls von der Transzendenz des Geistes als Glaubensverlust zutage; und diese Kernstörung steht im Hintergrund der Einzelkonflikte des heutigen Familienlebens, dem weithin die selbstverständliche Verbindlichkeit abhanden kam.

Bei Auseinandersetzungen mit Vater oder Mutter bieten die Großeltern dem Jugendlichen einen Rückhalt, der ein Zerwürfnis um so eher verhindern kann, als sie nicht nur durch ihre altersbedingte Überlegenheit ein unbefangeneres Verständnis für ihn aufbringen, sondern ihm häufig auch wesensverwandter sind. Erfahrungsgemäß überspringen Begabungen und Charaktereigenschaften ebenso wie krankhafte Anlagen nicht selten eine Generation. Neben der erscheinungsbildlichen Ähnlichkeit mag diese Tatsache schon der frühmenschlichen Vorstellung zugrunde liegen, daß Großeltern leibhaftig in den Enkeln wiederkehren. Es läßt sich leicht ermessen, welche Erschwerung es für die dritte Generation in der Krisis ihrer Verselbständigung und Ablösung von den Eltern bedeutet, wenn sie den Einfluß und die Mithilfe der Großeltern entbehren muß, die sich in der Hausgemeinschaft mit ihnen am unwillkürlichsten auswirken.

V.

DIE GEGENGESCHLECHTLICHEN KINDSCHAFTSBEZIEHUNGEN

Mit dem genetischen Primat des Muttertums bei der Familienbildung stimmt in der Generationenfolge der Vorrang der Gefühlsbindung zwischen Mutter und Sohn überein, die auch nachweislich durch das stärkere Inzesttabu ausgezeichnet ist. Ihre Macht läßt sich nur von der seelischen Mittenhaftigkeit des weiblichen Wesens her verstehen, weshalb sie einer aus der Denkweise des Mannes entwickelten Psychologie

unbemerkt bleibt. Die kultische Imagination hat sie aber schon früh symbolisch gestaltet, und das christliche Heilsbild von der Jungfrau mit dem Himmelskind ist ihre geläutertste Darstellung. Anthropologisch gewürdigt wird in dieser Vorstellung der natürliche Anteil des Mannes an der Empfängnis ausgeschaltet, wie es dem anfänglichen Muttererlebnis des Sohnes entspricht, worin der Vater noch nicht einbezogen ist.

Die umgekehrte Gefühlsbeziehung zwischen Vater und Tochter muß genetisch schon deshalb sekundär heißen, weil das Kind nur von der Mutter geboren wird und die Tochter ebenfalls zeitlich zuerst auf sie angewiesen ist. Die gegengeschlechtliche Zuneigung entwickelt sich also bei ihr nachträglich, und ihre Bindung an den Vater ist auch insofern wesentlich anders, als beide nicht leibhaft unmittelbar verbunden sind. Eine Verkennung dieses grundlegenden Unterschiedes in der seelischen Frühentwicklung der Geschlechter hat für die Beurteilung ihres Verhältnisses mannigfache Mißverständnisse zur Folge, deren bedenklichstes die Illusion ihrer letztlichen Gleichartigkeit ist, die allerdings erst im rationalen Individualismus der Neuzeit heraufkam.

Wie tief die religiöse Imagination den mann-weiblichen Gegensatz und die Bedeutung der gegengeschlechtlichen Kindschaftsbeziehungen erfaßt hat, vermag im Vergleich mit dem christlichen Mariensymbol das antike Gegenbild zu zeigen, nämlich die Glaubensvorstellung von der jungfräulichen Tochtergöttin Athena in ihrer unlöslichen Verbundenheit mit Zeus, dem Göttervater, dessen Haupt sie mutterlos entsprang. Die Zusammenschau der sexuellen Enthobenheit hier wie dort bringt die emotionalen Querverbindungen zwischen Eltern und Kindern wohl in gesteigerter Ausprägung, doch nicht als Konflikt oder gar als krankhaften Komplex, sondern als Grunderlebnis des humanen Generationenverbandes zum Bewußtsein.

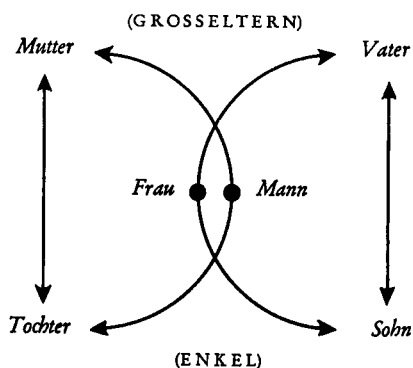
Angesichts dieser polaren Gefühlsbindungen läßt sich nun auch einsehen, warum andererseits zwischen Vater und Sohn, Mutter und Tochter in der Regel ein seelischer Abstand besteht, der sich in der Reifezeit leicht zu bewußter Rivalität oder zu aggressiver Entfremdung zuspitzen kann. Der Gleichgeschlechtlichkeit aufruhend, verschärft sich ihr natürlicher Spannungsbezug schon, wenn im Kind jeweils die Erbanlagen des gegengeschlechtlichen Elternteils überwiegen, weil dadurch die unwillkürliche Verständigung erschwert wird. Für die Beratung bei Erziehungsschwierigkeiten und in Ablösungskrisen ist es unter solchem Gesichtspunkt wichtig zu unterscheiden, gegen wen sich der Hauptaffekt richtet. Eine innere Gebundenheit an den gleichgeschlecht-

lichen Elternteil legt die Vermutung unbewußter Abwehr des anderen Geschlechts aus Gründen der Selbstsicherung nahe.

Für den Sohn ist die Mutter, für die Tochter der Vater die erste Begegnung mit dem anderen Geschlecht, und das durch eingeborene Erwartungen mitbestimmte Eindrucksbild von ihnen spielt namentlich bei der Partnerwahl eine nicht zu unterschätzende Rolle, die jedoch erst später erkannt zu werden pflegt. Die Störungen dieses Leitbildes können aber auch die eigene Verselbständigung hinauszögern, was nicht minder für den frühen Verlust von Vater oder Mutter gilt, weil er die reale Auseinandersetzung mit ihnen verhindert. Im Selbstgefühl die Rückverbindung mit beiden Eltern zu gewinnen, ist der eigentliche Sinn der Ablösung, und dazu bedarf es der Einsicht in ihren unterschiedlichen Anteil am Gelingen dieser Aufgabe.

Im familiären Miteinander vollzieht sich ein Übergang von der Kindheit zur Eigenständigkeit bereits in der wechselseitigen Zuwendung der Geschwister, die Mutter und Vater in den Hintergrund treten läßt. Sofern es sich dabei um den emotionalen Kontakt zwischen Brüdern und Schwestern handelt, bereitet er zugleich die Partnerschaft der Geschlechter vor. Die Verbundenheit der Brüder untereinander trägt dagegen den Grundzug der Kameradschaft, aus dem sich die Eigenart der männlichen Gesellschaft herleitet. Dieses Merkmal fehlt der Gefühlsbeziehung zwischen Schwestern, weil im weiblichen Wesen die eheliche Bindung und mit ihr die Gemeinschaft grundgelegt ist. Der soziologische Antagonismus von Staat und Kirche, Politik und Religion als den »stabilen Potenzen« (*Burckhardt*) der menschlichen Geschichte hat dergestalt im Verhältnis der Geschwister seine verborgene Wurzel.

Die fundierenden Gefühlsbindungen im Aufbau der humanen Familie lassen sich analog der personalen Struktur in folgendem Diagramm verdeutlichen:



VI.

ABWANDLUNGEN DER ELTERNKONSTELLATION

Da die Eltern für das Kind eine ursprüngliche Ganzheit bilden, an der es sich selbst orientiert, geht ihm in der unterschiedlichen Beziehung zu ihnen auch zuerst der seelische Bedeutungsgehalt der Zweigeschlechtlichkeit auf, und zwar vor aller Berührung mit der Sexualität. Wessen es im Erlebnis von Mutter und Vater innewird, läßt sich im Rückblick auf die eigene Kindheit als emotionale »Kontrastharmonie« von Liebe und Gerechtigkeit kennzeichnen, in denen der Erwachsene später die sozialen Grundforderungen schlechthin erkennen lernt.

Wenn die personale Struktur ihre Kerninstanz im Spannungsbezug von Gemüt und Gewissen besitzt, so baut sich deren Rangordnung genetisch aus der Früherfahrung mütterlicher Güte und väterlicher Verantwortlichkeit auf. Sie vermitteln dem erwachenden Selbstbewußtsein den Sinnzusammenhang zwischen dem Sein und dem Sollen, der ebenfalls im Gefühl aufleuchtet, lange bevor er gedanklich faßbar wird. In entsprechender Weise geht in der abendländischen Geistesentwicklung die Entdeckung der platonischen Idee als matriarchales Inbild dem vaterrechtlichen Aufruf des kategorischen Imperativs voraus, in denen sich die Brennpunkte der menschlichen Vernunft konstituiert haben.

Eine Abwandlung der wesensgemäßen Elternkonstellation liegt bereits vor, wo die väterliche Autorität so beherrschend ist, daß sie die Mutter in ein Schattendasein abdrängt und ihren Einfluß auf die Herzensbildung des Kindes unwirksam macht. Von solcher Verlagerung des Gleichgewichts wird vor allem der Sohn betroffen, der sich dadurch zur Unterwerfung oder zum Aufruhr veranlaßt sieht. Der Tochter hingegen entstellt sich das Bild des Mannes, so daß die unbefangene Beziehung zum anderen Geschlecht beeinträchtigt wird. Für beide bietet die heimliche Zuflucht zur Mutter einen Schutz, doch verstärkt deren verspürte Ohnmacht die Gebundenheit des Gefühls an sie und erschwert die seelische Verselbständigung. Das Ausmaß der Entwicklungsstörung hängt allerdings nicht vom elterlichen Verhältnis allein ab, sondern wird auch durch die eigene Wesensanlage des Kindes mitbestimmt.

Dies gilt ebenso für die entgegengesetzte Konstellation, wo die Mutter etwa durch ihre Tatkraft die Führung übernimmt und der Vater in eine familiäre Abseitsstellung gerät. Diese Vertauschung der Geschlechterrollen kann, wie jene Übersteigerung, durch äußere Umstände begünstigt werden. Die Vormacht der Mutter vermag den Sohn zeitlebens

in Bann zu halten, zumal da vom Vater kein Ansporn zur Befreiung ausgeht. Bei der Tochter löst Bewunderung der mütterlichen Überlegenheit leicht ein Mißtrauen in die eigene Weiblichkeit aus. Ob und in welcher Richtung eine Fehlentwicklung einsetzt, wird dadurch mitentschieden, welcher Elternteil in der Veranlagung des Kindes zur Dominanz gelangt.

Um den Unterschied in der Elternbindung wenigstens für den Mann noch beispielhaft zu verdeutlichen, sei auf zwei typische Gestalten der Geistesgeschichte kurz hingewiesen. Nach seinem Selbstzeugnis sind die Wendung im Lebensgang und die Frömmigkeit Augustins entscheidend durch die Zuneigung zur Mutter vorbestimmt. Der scheinbar ähnliche Umbruch wie die christliche Glaubenshaltung Kierkegaards dagegen werden menschlich erst durch die eindeutige Verehrung des Vaters verständlich.

Eine imaginative Aufgipfelung des gleichen Kontrastes sind die Dramen vom Vaternord des Ödipus und vom Mutterhaß bei Hamlet: der antiken und der modernen Deutung des tragischen Sohnesschicksals. Von solchem Entweder-Oder hebt sich die tolerante Rückbesinnung Goethes auf seine Herkunft ab, derzufolge er vom Vater »des Lebens ernstes Führen«, von der Mutter »die Lust zu fabulieren« ererbte. Die gleichwertig gemeinte Zustimmung, die sich darin ausspricht, fällt um so mehr ins Gewicht, als der Dichter unmittelbarer mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil verbunden war.

Bei der Vielfalt der empirischen Elternkonstellationen und Kindschaftsbeziehungen ist es im Hinblick auf die Erziehung wie auf die Konfliktberatung unerlässlich, ein verbindliches Richtmaß für die Beurteilung und Hilfeleistung im Einzelfall zu gewinnen. Das in solcher Absicht aus praktischer Erfahrung entwickelte Leitbild der familiären Struktur läßt sich abschließend einem musikalischen Thema vergleichen, das in seinen Variationen abgewandelt wird, ohne darin zu verschwinden. Es braucht der versachlichenden Faktorenanalyse nicht zu widerstreiten und bietet dafür auch keinen Ersatz; doch darf es den Anspruch erheben, als integratives Sinngefüge der abstrakten Zergliederung vorgeordnet zu sein und die Untersuchung vor Lebensfremdheit bewahren zu können.